



Die schöne Nectria.

Von Annie Francé Harrar.

Sie wäre eine Göttin, wenn wir noch an Götter glauben würden. Sie wäre ein Hexenzaubermittel, wenn wir von Hexen und Zaubermitteln noch etwas bielten. Sie war eine kleine, prompt funktionierende Plasmamachine, als wir in übel verstandenen Materialismus die Natur für eine Reihe inem- andergreifender, seelen- und persönlichkeits- loser maschineller Einrichtungen hielten. Und sie wird einmal das Symbol eines großen und weiterhaltenden Gesetzes sein, wenn wir es erst gelernt haben, hinter Leben und Tod, hinter Form und Funktion die Einheit der Weltgesetze zu sehen, die für die meisten immer noch ein hoffnungslos verschleierte Bild von Isis sind.

Vorläufig ist die schöne Nectria nichts mehr und nichts weniger als eine Art Cerberus, der den Eingang in die Unterwelt hütet. Sie zieht die Grenze zwischen Sein und Nichtsein der Pflanzen. Was hinter ihr liegt, sind die trüben und ungewissen Schat- ten des Gewesenen. Vor ihr aber breitet sich Moder, Zerfall, Verwesung und Zer- störung aus.

Man könnte es auch anders sagen:

Der winzig kleine Pilz Nectria — er schließt übrigens etwa 600 verschiedene Arten in sich, und jedes Jahr werden neue dazu entdeckt — ist der tiefste Punkt des pflanz- lichen Lebens. Er ist jener Zustand, in dem die Pflanze sich selber verzehrt. Er ist für Busch und Baum, Blume, Frucht und Strauch Totengott und Friedhof zugleich. Er schafft dem Leben Raum — einzig dadurch, daß er selber lebt.

Er ist also einer der ganz großen Demirgen (Baumwister) des Seins. Und was von je mit dem Begriff des Demirgen ver- bunden war, daß er ein unsichtbar hinter der Zeit Thronender ist, das gilt auch für die Nectria.

Man sieht sie nicht.

Sie ist überall, sie erfüllt Feld und Wald, Garten und Blumenopf mit gehei- mer Tätigkeit. Aber man weiß nichts von ihr. Man kennt sie gar nicht. Man — das ist der brave Bürger, der fleißige Hand- werker oder Beamte, der geniale Künstler. Man — das sind die Leute der tätigen Arbeit oder der philosophischen Weltverbes- serung, die wirklich Wichtigeres zu tun haben,

als darüber nachzudenken, warum auf jenem abgebrochenen Zweiglein, jener zusammen- gekrümpften Blüte, jenem wolken Blatt eine Kolonie winziger schwarzer Pünktchen sitzt, die gestern oder vorgestern noch nicht da war.

Denn winzig ist die schöne Nectria. Winzig für den Menschen, der nach seinem Maße die Welt mißt und darum ganz selbst- verständlich einem Ding, das er nur mit einiger Anstrengung zu erblicken vermag, keinen allzu großen Wert beilegt.

Man müßte die Weltentwicklung einer Ameise oder eines kleinen Käfers besitzen, dann sähe man mit einem Male keine lächer- lich geringfügigen schwarzen Pünktchen mehr, die in einem Umkreis stehen, der kaum merkbar jähler verfährt scheint.

Eine seltsame und völlig unbekannte Welt wäre sich auf.

Anstatt des blässeren Umkreises wuchert ein bleicher Rasen empor. Aber nein, das ist auch kein Rasen, denn er besteht aus einem Gewirr halbdurchscheinender Fäden, manchmal milchig, dann wieder goldbraun. Dicht und zahllos schlingen sie sich durch- einander. Dazwischen türmt sich ein läng- lich gewundener Berg. Er steht aus, wie aus lauter Kugeln aufgebaut. Und un- begreiflich, dieser samtartige Berg öffnet sich mit einem Male und schleudert wie ein lebender Vulkan eine Lavamasse runder Kugeln aus, die ringum niederfallen, oder die der Wind fortweht. Wo sie liegen bleiben, lugt sehr bald ein blaßes Faden- endchen hervor, das sich krümmt und seinen toten Wirt eingräbt. Da und dort wächst ein schlankes und überaus zierliches Bäum- chen aus ihm heraus, das freilich keine Blät- ter, sondern Dutzende ovaler, geferkter Täuscheln trägt, die abfallen und auch wie- der zu sprossenden Keimen werden.

Alle Geschöpfe, den Menschen mit ein- geschlossen, leiden unter ihrer Vermehrung. So günstig die Lebensverhältnisse auch zu Beginn gewesen sein mögen, immer kommt der Augenblick mit unabweigerlicher Sicher- heit, wo es zu viele von einer Art werden. Wo sie sich den Lebensraum streitig machen und die Nahrung und jede Begehrtheit des Daseins. Denn der Trieb der Fortpflan-

zung ist ein janusköpfiger Gott, der sich jede Luft mit Sorge und Schmerz bezahlen läßt und letzten Endes nicht weniger Leben nimmt wie er gibt.

Aber all das gilt für die schöne Nectria nicht. Sie steht außerhalb jenes Kreises, in welchem sorgsam und unbarmherzig das Glück der Nachkommenschaft gegen Vermei- rung der Lebensschwierigkeiten umgetauscht wird. Sie kann soviel Eworen ausströmen wie sie will.

Vielleicht ist das ihre ausschlaggebende Eigenschaft, daß sie nicht empfindlich ist und sich ihre Lebensbequemlichkeiten selber zu schaffen vermag. Alles, was da fällt und fault, ist ihr anbeingegeben. Von der Frucht bis zum Blütenstaub verzehrt sie alles. Was uns nicht in Gestalt von Torf und Kohle von den Wäldern und der Pflan- zenwelt der Vorzeit erhalten blieb, hat sie verflücht. Kein Holz ist ihr zu hart, keine Rinde zu zäh. Sie vernichtet den Flechten- strauch samt dem toten Insekt, sie bemäch- tigt sich selbst der hundertlei Auswurfstoffe pflanzenfressender Tiere.

Sie hat den merkwürdigsten Geschmack, den man sich nur vorstellen kann. Unter ihren Verwandten — und alles, was die Forschung in die große Kumpfkammer der unvollkommenen Pilze verbannt hat, zählt zu ihren Verwandten — befindet sich ebenso der Arsenischimmel, der arsenhaltige Lape- ten mit einem unendlich zarten, bronze- grünen Rauch verhüllt, als der reizende und höchst temperamentsvolle Phobolus, der sein Sporenköpfchen regelrecht abzuschießen ver- steht und auf Pferdewiist gedeiht. Eine ganz große Bekanntheit bevorzugt alte Brand- stellen. Andere leben in verschwiegenen Kellerwinkeln, auf Kartoffeln und faulen- dem Obst oder Gemüse.

Aber eines ist ihnen allen gemeinsam. Wo und unter welchen Umständen sie auch Fuß gefaßt haben — überall wandeln sie das Häßliche, das nutzlos Gewordene, den Zerfall des Gestorbenen in eine unbeschreib- liche Fülle reizvollsten Lebens um. Jene Stadien des abwärts gerichteten Lebens- bogens, die unter Bewußtsein so gern aus der Welt des Lebenden ausschalten möchte, verklären sie mit einem Heberfluß an Schön-

heit, der unverständlich wäre, bedeutete Schönheit eben nicht Daseinsharmonie und nicht nur ästhetisches Wohlgefallen.

Denn das ist die letzte Weisheit, die tiefste, die wir der schönen Metria verdanken. Daß der Tod und das Gestorbensein nicht außerhalb der ewig schöpferischen Welt-

gesetze stehen, sondern daß sie gleichsam nur als andere Form in den Kreislauf des Lebens eingeordnet sind. Ja, daß sie nicht einmal anderer Gestalten bedürfen, sondern daß das liebe und vertraute Bild von Raum und Blume sich nur vervielfacht und verkleinert in ihnen wiederholt. In Wirklich-

keit wird in der Metria und ihren unermündlichen Genossen das liebliche Symbol der Antike, die in dem dunklen Thanatos auch nur einen bleichen, schönen Anker erblickte, dessen Hand, obgleich sie die erlöschene Fackel trug, doch immer noch die schrecklose und wohlgestaltete Form des Lebens war.

Wir.

Von Egon Col.

Wir sitzen uns den Rücken krumm,
Wir an der Schreibmaschine.
Der Gott in uns ist längst schon stumm,
Gemordet vom: „Verdiene!“

Sechs Tage lang peitscht uns die Not
Für Frey in Todesräume.
Die Bungen geben wir für Brot
Und unser Sein für Träume.

Sechs Tage lang leimt unser Hirn
Für Söll- und Habengöhlen.
Sechs Nächte fiebert uns die Stirn
Vor namenlosen Qualen.

Wir leben von der Hand zum Mund,
Von heute nur auf morgen.
Wir leben ohne jeden Grund,
Se-jagt von Alltagsorgen.

Die Hoffnung würgen wir hinab
Mit leibhaftiger Miene.
Wir sitzen unser Leben ab
An einer Schreibmaschine.

Sechs Tage sind wir ein Vorrecht
Auf jede Menschenregung.
Sechs Tage hungern wir nach Licht,
Nach Farbe und Bewegung.

Und läßt der eine freie Tag
Uns die verkümmerten Glieder,
Die Furcht, was morgen kommen mag,
Schlägt uns die Freunde nieder.

So schatten wir durch die Natur
Als Bettler auf der Erde.
Uns bleibt als letzte Sehnsucht nur
Dies alte: „Stirb — und werde!“

Wir sitzen uns den Rücken krumm
Im Joch des „Verdiene!“
Wir kommen, gehen und sind stumm.
Wir klagen der Maschine.

Jazz!

Dieser tolle Riggertanz beherrscht zweifellos die „Saizon“.

Überall stößt er sich an den Saaltüren, den Gartenseitern, den Schloten und den Ventilatoren heraus und haut dir sein Seidne Schurztrats ins Gesicht! Herin: Querschläge, Querschläge, Pfliffe, Dudelsackmelodie!

Bald klingt es wie eine Ziehharmonika, die ein alter Seebär elegisch aufklappt und zusammenfaltet.

Bald wie eine Läuttrumpete der Feuerwehr. Bald wie der Pfiff aus einer Verbrecherkolonne, für die irgendwoher Schmiere steht.

Bald wie das Froschquaken aus einem Wasserrümpel.

Bald wie ein Kanonenschuß oder ein platzender Autoreifen.

Mit Recht hat ihn ein Rigger erfunden! Ein Rigger, das am meisten gehöchte Arbeitsstier in U. S. A.! Ein Rigger, der sonst durch den Pullmann-Wagen rast, im Galopp-tempo die Gläser wischt, durch die Parken und Plantagen jagt, wie der Blitz die Stiefel puht und jeden Augenblick bereit ist, irgend einem Fußtritt durch einen gewandten Seitensprung auszuweichen.

Man sieht ihn förmlich, diesen Rigger beim Jazz: Er strampelt mit den Beinen und zuckt mit den Armen und rollt mit den Augen, wie wenn ihn Ku-Klug-Klan „teert und federt“ oder an den Galgen hängt!

Und doch hat er etwas Revolutionäres in sich, dieser Jazz!

Der Ton hat keinen Respekt vor dem Ohr! Er quietscht und jault und gröhlt — allen musikalischen Gesetzen zum Hohne: „Pängpäng — pängpäng — quinquiiii“.

Der Rhythmus hat keinen Respekt vor Takt und Notenklüffeln! Er plätschert zwischen die Töne hinein wie ein Esel, der sich den Magen verdobernd hat — und wenn du dich zu einigen sanften Schlussschritten bereit machst, hört er plötzlich auf und grient wie ein Riggerboy!

Jazz ist Revolution! Jazz ist Aufsehnung! Jazz ist Verhöhnung des Alten! Wenn Friedericus auf der Klammerwand lange Gavotte bläst, die Königin Luise ihr Quadrille tanzt oder der alte Schubert im „Dreimäderlhaus“ seinen Walzer dreht — dann steht dieser Riggerboy respektlos in der Ecke und macht sein Schlagzeug bereit, mit dem er alles auseinanderhaut.

Jazz ist Revolte! Er braucht dicke Kapita-listen und ausaepotwerte Rigger! Mit Weaner Mabeln und Walzerstimmung hat er nichts zu tun!

Er treibt auf die Spitze, bringt das Feiste zum Flaben und haut in Scherben, was übrig bleibt! Wir grüßen dich Jazz! — Pängpäng — Quinquiiii! S. Sch.

Ein Verbrecher macht Vorschläge.

Stellen Sie sich, bitte, vor: Sie wären der Polizeipräsident von Berlin! Ich will Ihnen nicht wünschen, daß Sie es sind. Aber Sie sollten sich einmal einbilden, daß Sie es wären. Und nun passierte Ihnen folgendes, was dem Berliner Polizeipräsidenten tatsächlich passiert ist . . .

Es läßt sich ein Herr X. melden und bittet dringend, vorgelassen zu werden. Sie lassen den Mann kommen. Er tritt ein.

„Hallo!“ sagen Sie, „Sie sind doch der Hochstapler P. . . (Sie kennen den Burschen leider ausgezeichnet; denn er macht Ihnen seit Jahren entsetzlich zu schaffen.)

„Jawohl, Herr Präsident,“ sagt X., „ich bin P., und ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen“.

„Aber möglichst rasch“, rufen Sie aus, „viel Zeit habe ich nicht“.

„Wird gemacht“, meint der Hochstapler und fährt fort: „Ich bin eben aus dem Rittchen entlassen worden. Und da wollte ich mir die bescheidene Frage erlauben, wieviel es Sie das letztmal gekostet hat, mich zu erwischen“.

„Das geht Sie einen Dreck an!“ antworten Sie und gedenken mit Schrecken der Schwierigkeiten, die Ihnen der Herr Feinzeitzeit bereitete. Wenn man ihn hatte, brach er wieder aus. Prämien mußten verteilt werden. Privat-kommissäre schluckten Geld. Wenn alle Verbrecher solche Unkosten verursachten, müßten die Steuern erhöht werden. Zehntausend Mark hat die letzte Jagd bestimmt gekostet . . .

„Ich schätze die Ausgaben, die Sie das letztmal meinewegen hatten, auf mindestens zehntausend Mark“, sagt da X. alias P., als könnte er Gedanken lesen, und nun wollte ich Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Präsident. Ich komme, wie gesagt, aus dem Gefängnis und habe keinen Pfennig Geld. An-stellung finde ich natürlich keine. Mir kann nur eines helfen, eine selbständige Position!

Ich dachte daran, ein photographisches Presse-büro zu eröffnen. Man hat keine Beziehungen und ist nicht dumm. Die Sache würde sich machen. Ja, nun brauche ich aber Anfangs-kapital. Zweitausend Mark würden genügen. Sehr geehrter Herr Präsident, möchten Sie mir wohl das Geld vorschicken?“

„Sind Sie verrückt?“ fragen Sie ent-tüftet

„Ganz und gar nicht“, gibt er zur Ant-wort, „ich will das Geld doch auch nicht ge-schenkt haben. Was ich Ihnen da vorschlage, ist doch für Sie und den Staat ein glänzendes Geschäft! Wenn Sie mir das Geld nicht geben, muß ich, ob ich will oder nicht, wieder hoch-stapeln. Und das kann ich Ihnen jetzt schon in die Hand versprechen, — das nächstmal komme ich Ihnen noch teurer zu stehen! Unter zwanzigttausend Unkosten, schlecht gerechnet, kriegen Sie mich nicht. Sie können dem Staate und seinen Bürgern achtzehntausend Mark er-halten, Herr Präsident! Und mir sind zwei-tausend Mark, mit denen ich ein ruhiges Ge-schäft gründen kann, auch lieber, als zwanzig-tausend Mark, die sie zum Fenster hinauswer-fen. Uns beiden wäre mit einem Schläge ge-holfen. Wollen Sie?“

Und dann klingeln Sie und lassen den Be-sucher unverzüglich zur Tür bringen. Er gukt die Achseln, ehe er geht. Sie tun ihm anschei-nend leid.

Sie wissen, daß er mit zweitausend Mark versucht hätte, eine normale Existenz zu wer-den, Sie wissen, daß ihm niemand das Geld geben oder leihen wird und daß das dem Staate mindestens zehnmal soviel kosten wird. Aber was hilft das alles? Sie können ihm unzu-gänglich das Geld geben, um das er bat. Sie stehen keinem Justizrat zur Unterstützung freundlicher Haftentlassener vor, sondern der Polizei, die rückfällige Verbrecher wieder einsperren muß. Trotzdem — ist es nicht blödsinnig, das Geld zehnmal zum Fenster hinauszutwerfen, wenn der einfache Betrag genügt, einen Menschen anständig werden zu lassen?

Der Berliner Polizeipräsident hat den Mann, wie gesagt, fortgeschickt, — und nun ist er längst wieder an seiner dunklen Arbeit und kostet uns schweres Geld. Man kriegt ihn nicht. Er hat es ja damals versprochen.

Möchten Sie der Polizeipräsident sein? Ich nicht. Erich Kästner.

Wenn es eine Diktatur gibt, so sind nie-mals die Diktatoren dafür verantwortlich zu machen, sondern diejenigen, die sich den Dik-tator gefallen lassen.

Kameraden.

Das Kriegsbuch eines unbekanntes Soldaten „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque, gibt das auswühlende Erlebnis einer Generation, die von der Schulbank in den Schützengraben zog und unter Blut und Tod ihre Jugend begrub. Wir geben hier — mit Erlaubnis des Propyläen-Verlages, Berlin, der den Roman soeben erscheinen ließ — eine Probe von der großartigen und grimmigen Sachlichkeit des Werkes:

Neben mir sitzt eine kleine Granate ein. Ich habe sie nicht kommen gehört und erschrecke heftig. Im gleichen Augenblick saßt mich eine sinnlose Angst. Ich bin hier allein und fast hilflos im Dunkeln — vielleicht beobachten mich längst aus einem Trichter hervor zwei andere Augen, und eine Handgranate liegt wurffertig bereit, mich zu gerösten. Ich versuche mich aufzuraffen. Es ist nicht meine erste Patrouille und auch keine besonders gefährliche. Aber es ist meine erste nach dem Urlaub, und außerdem ist das Gelände mir noch ziemlich fremd.

Ich mache mir klar, daß meine Aufregung Unfuss ist, daß im Dunkel wahrscheinlich gar nichts lauert, weil sonst nicht so flach geschossen würde.

Es ist vergeblich. In wirrem Durcheinander summen mir die Gedanken im Schädel — ich höre die warnende Stimme meiner Mutter, ich sehe die Russen mit den wehenden Bärten am Gitter lehnen, ich habe die hellen, wunderbare Vorstellung einer Kantine mit Sesseln, eines Kinos in Valenciennes, ich sehe quälend, schrecklich in meiner Einbildung eine graue, gefäßlose Gewehröffnung, die lauernd lautlos mitgeht, wie ich auch den Kopf zu wenden versuche: mir bricht der Schweiß aus allen Poren.

Immer noch liege ich in meiner Mulde. Ich sehe auf die Uhr; es sind erst wenige Minuten vergangen. Meine Stirn ist naß, meine Augenhöhlen sind feucht, die Hände zittern, und ich kenne keine. Es ist nichts anderes als ein juckender Angstfall, eine einfach gemeine Hundeanst, bevor den Kopf herauszustrecken und weiterzukriechen.

Wie ein Brei zerquillt meine Anspannung

zu dem Wunsch, liegenbleiben zu können. Meine Glieder kleben am Boden, ich mache einen vergeblichen Versuch; — sie wollen sich nicht lösen. Ich presse mich an die Erde, ich kann nicht vorwärts, ich fasse den Entschluß, liegen zu bleiben. Aber sofort überfällt mich die Welle erneut, eine Welle aus Scham, Reue und doch auch Geborgenheit. Ich erhebe mich ein wenig, um Ausschau zu halten. Meine Augen brennen, so starre ich in das Dunkel. Eine Rauchkugel geht hoch; — ich ducke mich wieder.

Ich kämpfe einen sinnlosen, wirren Kampf, ich will aus der Mulde heraus und rutsche doch wieder hinein, ich sage „du mußt, es sind deine Kameraden, es ist ja nicht irgendein dummer Befehl“, — und gleich darauf: „Was geht es mich an, ich habe nur ein Leben zu verlieren“.

Das macht alles dieser Urlaub, entscheidende ich mich erbittert. Aber ich glaube es selbst nicht, mir wird entsetzlich flau, ich erhebe mich langsam und stemme die Arme vor, ziehe den Rücken nach und liege jetzt halb auf dem Rande des Trichters.

Da vernehme ich Geräusche und zucke zurück. Man hört trotz des Artillerielärmes verdächtige Geräusche genau. Ich lausche; — das Geräusch ist hinter mir. Es sind Leute von uns, die durch den Graben gehen. Nun höre ich auch gedämpfte Stimmen. Es könnte dem Tone nach Rat sein, der da spricht.

Eine ungemaine Wärme durchflutet mich mit einem Male. Diese Stimmen, diese wenigen, leisen Worte, diese Schritte im Graben hinter mir reißen mich mit einem Ruck aus der fürchterlichen Vereinsamung der Todesangst, der ich beinahe verfallen wäre. Sie sind mehr als mein Leben, diese Stimmen, sie sind mehr als Mütterlichkeit und Angst, sie sind das Stärkste und Schützendste, was es überhaupt gibt: es sind die Stimmen meiner Kameraden.

Ich bin nicht mehr ein zitterndes Stück Dasein allein im Dunkel — ich gehöre zu ihnen und sie zu mir, wir haben alle die gleiche Angst und das gleiche Leben, wir sind verbunden auf eine einfache und schwere Art. Ich möchte mein Gesicht in sie hineindrücken, in diese Stimmen. Diese paar Worte, die mich gerettet haben und die mir beistehen werden.

„Krabbelmäuse“, sagte Hannes resigniert.

„Ja“, sage ich. „Krabbelmäuse.“

„Kauf mir...“

Unsere Blicke begegnen sich; da muß ich lächeln. Und mit einemmal haben wir eine Krabbelmäuse.

Und nun ziehen wir tapfer unsere Straße fürbass; Hannes, ich und die Krabbelmäuse. In meinem Mantel hüpfen es wie tanzend Klöße und Fenchelröden — aber was macht das? Nichts, mein Söhnlein Hannes amüßert sich.

Er geht neben mir her, auf Zehenspitzen, den Arm bis zum Ellenbogen in meiner Tasche, und ist heiter und guter Dinge.

„Krobbelst es sehr?“

„O ja“, sage ich. „Ich danke.“

„Ich bitte“, sagt Hannes höflich.

„Vielleicht möchtest du überhaupt ganz da hinein?“

„Wo hinein?“

„Na, zu dem Hopferich.“

„Hopferich?“ fragt Hannes. „Hopferich... Wo ist denn so einer...?“

„Na, in der Tasche.“

„In der Tasche? Ach so... Ja, bin ich denn auch ein Hopferich?“

„Freilich.“

„Und bist du denn auch ein Hopferich?“

„Kein.“

Und Hannes denkt nach.

„Warum bist du denn kein Hopferich, Vater?“

Er kann es nicht fassen.

„Sieh mal“, sage ich, „sieh mal da...“

Da sitzen in einem Scharfenfenster graugekleidete Heimgeländchen verknügt um einen Tisch und schmaufen. O, wieviel Herrlichkeit...!

„Kauf mir...“ sagt Hannes.

Ach, Hannes hat so ein kurzes Gedächtnis; er hat längst vergessen, daß er und ich arm sind.

„Wilst du nicht...?“

„Doch“, sage ich, „ich will wohl. Aber du weißt doch...“

„Was weiß ich?“

„Daß wir arm sind.“

Und Hannes schweigt. Er überlegt lange. Er kribbelt und krabbelt.

„Arm?“ sagt er nach einer Weile in maßlosem Staunen. Vater? Arm? Doch immer? Gut... ach, so... Ja, aber... wir haben doch nun eigentlich den Hopferich...?“

Aus zwei Tieren ein neues.

Das fünfte Bein. — Neubildung von Augen. Jestsche Tierexperimente.

Zu den Tieren, die sich besonders gut zu wissenschaftlichen Versuchszwecken eignen, gehören unsere Wassermolche (Triton), und dies besonders wegen ihrer Fähigkeit, verlorene Körperteile — sogar die Augen, — neu zu bilden. So ist es beispielsweise gelungen, der rechten Hälfte eines Molches die linke Körperseite eines anderen Molches anzufügen, also aus zwei Tieren künstlich ein Tier zusammenzusetzen.

Da im Körper des Molches in der Regel reichlich Bildungsmaterial vorhanden ist, kann man die Tiere mitunter auch dazu bringen, auf eine bestimmte Reizung hin

ein neues Glied zu erzeugen,

wie es dem Forscher Filatow seinerzeit an Molchlarven gelang, die auf eine gewisse Behandlungsweise dadurch reagierten, daß sie ein fünftes Bein bildeten. Neuerdings hat nun der russische Zoologe Dr. Rassenow auch ausge-

Wir haben einen Hopferich!

Von Werner Peter Latzen.

Ich hatte es meinem Sohne Hannes versprochen — ich mußte also Wort halten: am Nachmittag gingen wir aus. Gedränge, Menschen, Wagen, Pferde.

„Viele Menschen“, sagte Hannes lakonisch. „Ja“, sage ich. „Viele Menschen.“

Und die Straßen tauchen auf und verschwinden; die Schaufenster ziehen vorbei. Da ist alles, was das Herz begehrt: der Krautladen mit richtigen Waren, mit Pfefferkörnern und blauen Zuckerhüten und ein Puppentheater mit verschickbaren Kuliszen — mal eine Wohnstube und ein andermal der schönste grüne Wald — und dann ein ganzer Hühnerhof und eine Burg und ein Segelboot, aber vor allem doch eigentlich ein Teddybär, der im ganzen Schaufenster umherlungelt und kreuzförmige Puppelbäume schlägt.

Hannes ist zuerst einfach daff; aber dann brüht er die Nase an die Scheibe platt und macht riesengroße Augen.

„Vater, kauf mir...!“ sagt er und sieht mich ermunternd an. Ich aber schweige und lächle.

„Wilst du nicht?“

„Doch“, sage ich. „Ich will gern. Aber ich kann nicht.“

„Warum kannst du nicht?“

„Weil ich kein Geld habe.“

Und Hannes denkt nach. Ich fühle, wie es in ihm arbeitet.

„Um...“ sagt er, „warum hast du kein Geld?“

„Weil ich arm bin.“

„Ach so“, sagt Hannes, „arm? Na, bin ich denn auch arm?“

„Na, du bist auch arm.“

„Aber ich will nicht arm sein!“ sagte Hannes unwillig und zieht die Stirn kraus.

O, Hannes! Er träumte einen Traum die ganze Leipzigerstraße entlang, einen wunderlichen Märchenraum von Puppentheatern und Seen, Konfekt, Dornröschen und Hären.

Auf dem Dönhofsplatz aber stand ein Mann, der regierte eine Welt für sich, eine Mäusewunderwelt: rings um ihn herum hüpften und sprang, Kribbelste und Krabbelleste.

„Ei... in Froschen...!“ schrie der Mann.

„Ei... in Froschen der Stiel: Scheene Krabbelmäuskes! Ei... in Froschen! Krabbelmäuskes... Krabbelmäuskes... Krabbelmäuskes...“

Und das Getrabbele beginnt.

wachsende Wolke zur Bildung eines fünften Beines veranlaßt.

Das Mittel, mit dem er das bildungsfähige Zellmaterial im Rindkörper zur Entwicklung dieses Beines reizte, war überaus einfach. Im allgemeinen erfolgt Neubildung eines Gliedes immer nur dann wenn das betreffende Glied gewaltsam aus dem Körper entfernt wurde, also gewissermaßen auf ein Wundreiz hin. Bei dem erwähnten Experiment erfolgte aber nicht Regeneration, sondern vielmehr die Bildung eines bisher noch nicht vorhandenen Gliedes schon

auf einen verhältnismäßig einfachen mechanischen Reiz hin.

da der Versuch nur darin bestand, daß um ein normales Bein des Molchs eine feste Bandage gewickelt wurde, die das Bein aber nicht so fest umschürte, daß es verletzt werden konnte. Der Erfolg dieser Umwindung des Beines war in der Tat verblüffend: nach einiger Zeit trat eine Schwellung auf, die immer mehr zunahm, bis sich aus ihr ein ganz normal geformtes fünftes Bein entwickelt hatte, das an der einen Seite des bandagierten Beines herauswuchs.

„Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen.“

Im Verlage von Ferdinand Hirt in Breslau ist unter diesem Titel eine ausgezeichnete Sammlung von allerlei Merkwürdigkeiten aus der Welt der Zahlen und Formen erschienen, die jedem auch nicht mit mathematischen und geometrischen Vorkenntnissen ausstatteten Freunde amüsanten Problems reiches Material für Rufstunden zu liefern geeignet ist.

Die in drei Bände geteilte Sammlung (Preis jedes Bandes kart. M. 3.20, auch einzeln käuflich) ist von Dr. Walter Liechmann herausgegeben. Doch haben nach dem Erscheinen der ersten Auflage viele Leser Beiträge eingeschickt, die das Werk zu stattlichem Umfang anzuwachsen ließen. Die Bände sind bereits in dritter Auflage erschienen, ein Beweis, daß sie sich rasch eine große Zahl von Freunden zu erlangen vermochten. Und man darf sagen: mit vollem Recht, denn sie enthalten wirklich viel des Unterhaltenden und Merkwürdigen. Hervorzuheben ist das Werk aus einer einstündigen Vorlesung an der Universität Göttingen im Sommersemester 1921, die sich zur Aufgabe gemacht hat, die für den Unterricht brauchbaren Gebiete der Unterhaltungsmathematik zusammenzustellen und zu stärkerer Berücksichtigung solcher Probleme in der Schule anzuregen. Neben diesen Rahmen ist die Sammlung weit hinausgewachsen. Das erste Heft enthält „Allerlei Unterhaltungsmathematik“, das zweite Heft handelt „Von den Zahlen“, das dritte „Von den geometrischen Formen“. Jedes der Bände enthält zahlreiche in den Text eingedruckte Figuren und mehrere ganzseitige Bildtafeln, welche die darin enthaltenen hunderte von Beispielen veranschaulichen. In der Einleitung sagt Dr. Liechmann: „Ein Kuchen aus Rosinen“ wird hier den Lesern vorgelegt und ich kann ihn nur dadurch verdaulicher machen, daß ich durch eingestreute Knackmandeln, die erst geknackt sein wollen, ehe man weiter essen kann, dafür Sorge trage, daß man langsam ist. In den guten Tagen nannten wir jenes Gemisch von Rosinen und Knackmandeln Studentenfutter und liebten es“. Liebe verdient auch diese mit viel Ernstigkeit und Verständnis zusammengetragene Sammlung von unterhaltenden Merkwürdigkeiten, die in anregender Form auch manche Belehrung vermitteln.

Wer weiß das?

Das erste Findelhaus wurde im Jahre 1787 in Mailand eröffnet.

In Holland ist es Sitte, daß unverheiratete Damen stets an der rechten Seite eines Herrn, verheiratete jedoch an dessen linker Seite gehen.

Das Post- und Telegraphenamt in Phari (Tibet) ist wahrscheinlich das höchstgelegene der Erde. Es liegt 5000 Meter über dem Meerespiegel.

Die erste Bank wurde 1171 in Venedig gegründet.

Die Musiknoten erfand der Benediktinermönch Guido von Arezzo 1022. Ob er auch, wie behauptet wird, die Harmonie und den Kontrapunkt erfunden hat, ist ungewiß.

Die Lebensdauer der einzelnen Kopshaare beträgt meistens zwei bis drei Jahre.

Man hat festgestellt, daß ein Reitstier einundzwanzigmal mehr zu ziehen vermag als ein Pferd, während die Biene dreißigmal mehr zieht.

Um das Jahr 1820 wurde in Frankreich das Balzertanz mit Verweigerung der Absolution bedroht.

Den Schülern in Döbenburg war 1704 strengstens verboten, außerhalb der Schule anders als Latein zu sprechen.

1819 bestanden in Köln nachweislich 60 Fabriken von Kölnwasser, deren Besitzer den Namen Johann Maria Farina führten.

— Allerlei. —

Wetterprophet in Tibet — ein gefährlicher Beruf. „Khalpas“, so schreibt der bekannte Tibetforscher Charles Bell in seinem unter dem Titel „The People of Tibet“ kürzlich erschienenen Buch, „heißen die tibetischen Magier, denen man außer anderen übersinnlichen Eigenschaften die besondere Macht nachrühmt, das Wetter weiter zu bannen. Deshalb hat auch die tibetische Regierung zwei dieser Zauberer angestellt, die dafür zu sorgen haben, daß Chassa und die Ebene bei der Hauptstadt vom Hagel verschont bleiben. Als Entlohnung ihrer Dienste gewährt man diesen im staatlichen Wetterdienst beschäftigten Beamten kleine Landparzellen zu eigener Bewirtschaftung. Auch die Bauern sichern sich die Dienste eines Khalpas, um das Hagelwetter von ihren Feldern fernzuhalten; sie zahlen ihm dafür einen Jahrestribut in Gestalt eines geringen Anteils an der Getreideernte. Kommt trotzdem der Hagel, so wird dieser Anteil von den geträuteten Bauern einbehalten. Will es aber das Unglück, daß die Hagelförmer gar auf die Residenz des Dalai Lama auf dem Berge Potala in Chassa, auf das bei der Hauptstadt gelegene, als „Zwischenort“ bekannte Landhaus des buddhistischen Oberpriesters oder den großen Tempel in Chassa, den „Tul La Rang“, niederschlagen, so haben die für Chassa und Umgebung verantwortlichen beiden Khalpas strenge Bestrafung zu erwarten.“

Eine Ehe, die eine Minute dauerte. Vor dem Londoner Divorce Court, dem Scheidungsgericht, wurde eine Ehe geschieden, die nur eine

Minute gedauert hat. Die Sache lag so, daß ein gewisser Graham vor 13 Jahren geheiratet hatte, indes diese Ehe wegen Kinderlosigkeit geschieden werden sollte. Der Scheidungsrichter bemerkte, daß wahrscheinlich infolge eines Versehens die Unterschrift des Priesters unter dem damals angefertigten Trauschein fehlte, die Ehe also rechtlich überhaupt nicht bestanden hatte. Um jedoch seine Frau in den Bezug der Mimente zu setzen, erklärte sich Graham damit einverstanden, daß der Priester, der in der Nähe des Gerichtes lebte und der damals die Ehe vollzogen hatte, herbeigerufen werden sollte, um nachträglich seine Unterschrift unter den Trauschein zu setzen. Die Tinte auf dem Papier war noch nicht trocken, als der Richter dann die Scheidung aussprach.

Krieg erklärt . . . Ein englischer Offizier kommandierte einen entlegenen Wapostoffen im dunkelsten Afrika. 1914 erhielt er einen Kaufspruch von seinem Vorgesetzten: „Krieg erklärt. Arrestiert sämtliche Feind-Untertanen in Ihrem Distrikt.“ — Mit größter Promptigkeit langte folgende Antwort ein: „Habe arrestiert: fünf Belgier, drei Deutsche, zwei Franzosen, zwei Italiener, einen Oesterreicher und einen Amerikaner. Erbitten Kommissar, mit wem Krieg.“

— Weiteres. —

Die Konferenz. Die junge Frau ist habfot vor Angst. Artur, ihr geliebter Artur, ist zu einer geschäftlichen Konferenz gegangen und bis vier Uhr morgens nicht ins ebelfche Heim zurückgekehrt. Ob Maier und Müller, mit denen er konferierte, Näheres wissen? Die junge Frau hängt sich ans Telefon, erhält keinen Anschluß, entschließt sich, feuert zwei gleichlautende Stadttelegramme ab, eins an Müller, eins an Maier: „Artur noch nicht zurückgekommen. Wissen Sie Näheres? Rückantwort bezahlt.“ — Und erhält nach einer knappen Stunde zwei Rückantworten, beide gleichlautend, eine von Maier, eine von Müller: „Konferenz spät beendet, kein Wagen anzutreiben, Artur verbringt die Nacht bei mir.“

Der Wissende. „Wo konnte einen Mann, der wußte genau vorher, in welchem Jahre und Monat, an welchem Tage, zu welcher Stunde und auf welche Weise er sterben würde, und das alles ist bis auf die kleinsten Einzelheiten eingetroffen.“ „Ja, woher wußte er denn das?“ „Der Richter hat es ihm gesagt.“

Die Ursache. „Darf ich fragen, warum Sie die Scheidung wollen?“ — „Weil ich verheiratet bin.“

Vaters Bildung. „Und weshalb mußt du nachstehen, Junge?“ — „Ich wußte nicht, wo die Azoren sind.“ — „Ein andermal mer! dir gefälligst, wo du sie hingelegt hast!“

Ausflug aufs Land. „Warum haben Sie Ihre Villa grad an diese einkame Stelle gebaut, Herr Professor, wo doch der ganze Wald Ihnen gehört?“ — Der Bühnenmaier sah die schöne Tänzerin lächelnd an: „Hat schon seinen Grund, Gnädigste. An diesem Ort hat mir einst meine Frau als junges Mädchen den ersten Kuß gegeben.“ — „Wie entzückend!“ lobte die Tänzerin. „So poetisch! So etwas möchte ich auch mal mir als Südwigung dargebracht sehen!“ — „Freilich,“ bemerkt ihr derzeitiger Verehrer, der auch mit dabei war, „und wenn jeder, dem du mal 'n Kuß gegeben hast, eine Villa drumrumgebaut hätte, wär' fürs erste der Wohnungsnot abgeholfen.“

Vorn Krematorium. „Heute wird mein Onkel in den Ofen geschoben.“ — „Hat er dir was hinterlassen?“ — „Natürlich, die ganze Asche!“